Zeitschrift: Rosa : die Zeitschrift für Geschlechterforschung
Herausgeber: Rosa
Band: - (2004)
Heft: 29

Artikel: Kriegerinnen oder Pin-up-Girls?
Autor: Wurzenberger, Gerda
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-631481

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kriegerinnen oder Pin-up-Girls?

von Gerda Wurzenberger

Leistungssport ist keine vom Rest der Gesellschaft isolierte Erscheinung. Allerdings werden gewisse Phänomene in der medialen Inszenierung deutlicher sichtbar. So etwa lassen die Repräsentation der Sportlerin und ihres Körpers Rückschlüsse zu auf den öffentlichen Diskurs und den gesellschaftlichen Stellenwert von Weiblichkeit. – Ein Tour d'Horizon, der vor allem ambivalente Gefühle hinterlässt.

«Es ist etwas anderes, wenn eine Frau das macht.» – Wie oft habe ich diesen Satz aus dem Mund meiner Mutter gehört? Hunderte, vielleicht sogar Tausende Male. Töten ist das Paradebeispiel für diesen Differenzgedanken, auch wenn es meiner Mutter meistens um scheidungswillige oder ehebrecherische Frauen ging. In Kriegszeiten – und meine Mutter ist in Kriegszeiten aufgewachsen – hat das Tabu des Tötens Frauen vor allem zu Lebensretterinnen bzw. Lebensspenderinnen stilisiert. Für mich hiess das, dass ich mich nicht in die Kriegsspiele der Buben einmischen sollte, dass ich meinem kleinen Bruder seine Silberbüchse zurückgeben und mein Winnetou-Gehabe ablegen sollte. Statt Schuss zu fahren sollte ich elegant und vorsichtig die Skipisten hinunterkurven, und nicht ins Schwimmtraining sollte ich gehen, sondern zum Geräteturnen. Und überhaupt sollte ich nicht so aggressiv sein. Kein Kampf also. Kein Krieg.

Sport ist Krieg

Sport ist Krieg. Auf diese einfachen Formel kann man nach wie vor fast alles bringen, was heute mit der Idee von «Sport» verbunden ist. Sport ist demnach Wettkampf mit klaren Siegern und Verlierern – in verschiedensten Ausprägungen von Gruppen- und Einzelkämpfern und mit einer Terminologie, die völlig ungebrochen dem Militärischen entlehnt ist (so ungebrochen, dass wir den «Schuss» im Fussball, den «Schlag» im Tennis oder die vielen «Angreifer» und «Verteidiger» gar nicht mehr als solche w ahrnehmen). Umgekehrt war Krieg ja auch nie nur nüchternes Machtinstrument. Schon die Tatsache, dass er mit «Menschenmaterial» geführt wurde, verlangte, dass so ein Krieg auch eine erzieherische Komponente aufwies (mit einem «Ideal» des kriegerischen Menschen, seines Körpers und Geistes) ebenso wie eine populäre, die auf die unbeteiligten «Zuschauer» ausgerichtet war: Krieg als Massenunterhaltung. Kürzlich konnte man erleben, wie der Unfall des Formel-1-Rennfahrers Ayrton Senna zehn Jahre danach wieder in allen Medien zum Heldentod stilisiert wurde. Frauen sterben nach wie vor keinen Heldentod. Auch nicht im Sport. (Man denke etwa an den Tod der Skirennfahrerin und «verantwortungslosen Mutter» Ulli Mayer.)

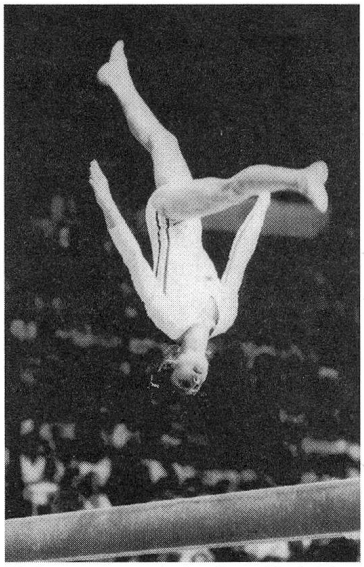
Für meine Mutter heisst das: Wenn ein Mann wie verrückt trainiert, die Berge hinauf und hinunter radelt, sich beim Fussball die Beine bricht oder sich die Lunge aus dem Leib rennt, dann ist er zwar ein Spinner, aber harmlos. Ein Mann halt. Macht dasselbe eine Frau, fehlen meiner Mutter die Worte, um ihre tiefe Verständnislosigkeit auszudrücken: Dass eine Frau so was machen kann! Dass sie nicht gescheiter ist! – Frauen müssen vernünftig handeln und verantwortungsbewusst. Immer an die anderen denken. Frauen müssen Mass halten. Frauen sind anders. Schon ihre Körper sind anders.

Der Körper als politisches Instrument

Obwohl Frauen gerade zu Kriegszeiten seit eh und je nachweislich schwerste körperliche Arbeiten verrichten und damit beweisen, dass ihre Körper durchaus zu Höchstleistungen imstande sind, wird nach dem Krieg jeweils so schnell wie möglich der «Normalzustand» wiederhergestellt, der da (in extremer Verkürzung) lautet: starke (und mächtige) Männer, schwache (und anmutige) Frauen. «In der Erzeugung von Normalitätsvorstellungen drückt sich politische Macht aus. Über Rituale setzt sie sich im Körper fest und macht ihn zu einem ihrer bevorzugten Wirkungsfelder», sagen Gunter Gebauer und Christoph Wulf (in: «Spiel, Ritual, Geste»). Es verwundert in diesem Zusammenhang keineswegs, dass sich das Ideal des männlichen Körpers im Laufe der Kulturgeschichte kaum verändert hat – ganz im Gegensatz zum Frauenkörper.

Meine Mutter ist nicht konservativer als die Mehrheit in unserer Gesellschaft. Die geschlechtsspezifischen Modelle, die sie mir zu vermitteln versuchte, beherrschen nach wie vor unser Leben. Besonders gut sichtbar, weil in massenmediale Bilder gefasst, wird das an einem weltumspannenden Sport-Grossanlass, wie er in diesem Sommer stattfand: an den Olympischen Sommerspielen. Denn in diesem Rahmen wird inzwischen tatsächlich fast paritätisch von Frauen- und Männerwettkämpfen berichtet – wenn diese auch nicht gleich gewichtet werden.

Auch in Athen waren also wieder Hunderte von Athletinnen am Start, und es war in der Berichterstattung, vor allem aber in den privaten Kommentaren (die TV-Kommentatoren hielten sich diesmal auffallend zurück), wieder viel von ihrem «Aussehen» die Rede: davon zum Beispiel, dass sich plötzlich auch «zierlichere» Frauen ohne überdimensionierte Oberschenkel im Sprint durchsetzen können (als Folge verstärkter Dopingkontrollen?). Und die «bullige» Männlichkeit der Gewichtheberinnen, die strammen Waden der Fussballerinnen, die kindlichen Körper der Kunstturnerinnen oder aber die langen Fingernägel manch einer Athletin gaben wieder zu reden.


TV-Kommentare: manchmal zum Kopf stehen.

Frauen-Spitzensport hat sich längst etabliert. Und doch führt er in den Medien eine Randexistenz. Daran sind nicht mangelnde Leistungen schuld, sondern die schlichte Tatsache, dass Sport «nicht fähig ist, die Gesellschaft zu verändern. Seine Rolle gegenüber der sozialen Praxis ist vielmehr jene des *Zeigens.*» (G. Gebauer; Chr. Wulf: Spiel, Ritual, Geste). Mit anderen Worten, der Leistungssport ist keine vom Rest der Gesellschaft isolierte Erscheinung. Es werden allerdings gewisse Phänomene deutlicher sichtbar – etwa die Tatsache, dass Frauenkörper ständiger öffentlicher Kontrolle und Kritik ausgesetzt sind. Das gilt heute wie früher, als der weibliche Körper noch völlig auf «Unsportlichkeit» festgelegt war, er weich und anmutig sein sollte, damit er Mann und Kind ein behagliches Zuhause bieten konnte. Noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein versuchte man Frauen deshalb überhaupt vor jedem Wettkampfsport fernzuhalten, angeblich um sie vor schädlichen Auswirkungen auf ihre Fortpflanzungsfähigkeit zu schützen. Geschützt wurde damit aber vor allem ein Frauenbild, das dem Diktat des männlichen Begehrens unterworfen war (und nach wie vor ist).

Knappe Tops und kurze Röckchen

Seit einiger Zeit «darf» der weibliche Körper auch athletisch sein. Was auf der einen Seite natürlich eine grosse Befreiung bedeutet, hat aber auch eine Kehrseite (im Sport wie in der Gesellschaft): Die Grenzen zwischen typisch weiblichen und typisch männlichen Sportarten (und Körpermodellen) wurde nämlich nur einseitig überschritten, nur von Frauenseite her. Frauen begannen all das auch zu tun, was Männer schon seit Jahrzehnten und Jahrhunderten tun (z.B. Fussballspielen, Boxen und Marathonlaufen). Allerdings haben sie im Sport den entscheidenden Nachteil der geringeren Muskelkraft. Sie werden deshalb in einem Wettkampf, in dem es um «höher, schneller, weiter» geht, immer im Nachteil sein. Mit anderen Worten: Solange Frauen zweitklassige (männliche) Athleten sind, stellen sie keine «Bedrohung» für den Männersport dar und werden auch medial nicht als ernsthafte Alternative betrachtet. Die Parallelen zu allen anderen Bereichen der Gesellschaft sind hier augenfällig.

Frauen tragen aber zusätzlich auch noch dieses Schönheits-Handicap mit sich: Bei Sportlerinnen läuft (oder schwimmt oder fährt) der Spiegel des männlichen Blicks, den auch die Frauen verinnerlicht haben, immer mit. Diesen vorweggenommenen Blicken sind jene Schablonen idealer Frauenbilder eingeschrieben, die nach wie vor den Alltag jeder Frau prägen. Jede Sportlerin, die auf dem Bildschirm erscheint, wird deshalb zuerst auf ihre sexuelle Attraktivität geprüft. Jede Frauen-Sportart, die neu ins Olympiaprogramm aufgenommen wird, hat sich diesem Publikumstest via Fernsehgerät zu stellen. Dabei spielt die Kleidung eine sehr wichtige Rolle. Die herumtollenden Beachvolleyballerinnen in ihren (offiziell vorgeschriebenen) Bikinis (während ihre männlichen Kollegen in weiten Hosen und Leibchen auftreten) haben quasi leichtes Spiel. Fussballerinnen hingegen müssen, mit stämmigen Beinen und weiten Hosen, zuerst beweisen, dass sie überhaupt «etwas» können, bevor sie mit freundlicher Anerkennung rechnen dürfen (Fifa-Präsident Joseph Blatter hat bekanntlich enge Trikots zur Attraktivitätsförderung von Frauenfussball vorgeschlagen). Und dass Hockey- und Tennisspielerinnen in kurzen Röckchen antreten, ist wohl als direkte Hommage an jenes viktorianische Frauenbild zu werten, das Damen mit langen Röcken und geschnürten Taillen anmutig beim Federballspielen zeigt.

«Natürlich» verdienen Athletinnen in der Regel auch deutlich weniger als ihre männlichen Kollegen – es sei denn, ihre Körper eignen sich für eine sexualisierte Vermarktung. Die Werbewirtschaft interessiert sich nämlich nicht für schwergewichtige Kugelstosserinnen, sie inszeniert lieber jene Sportlerinnen, die den gültigen Schönheitsidealen entsprechen, regelrecht als Pin-ups. Sport ist dabei häufig bereits zur Nebensache geworden. Manche Sportlerinnen werden überhaupt erst durch Nackt-

bilder (oder künstlerische Aktphotos, häufig präsentiert als Bildkalender) oder sonstiges Starlet-Verhalten bekannt. So spielten im sogenannten «Zickenkrieg» zwischen den beiden deutschen Eisschnellläuferinnen Claudia Pechstein und Anni Friesinger auch Nacktbilder eine wichtige Rolle, und die russische Tennisspielerin Anna Kurnikowa gilt als Paradebeispiel dafür, dass Popularität und Geld nicht unbedingt auf dem Court zu holen sind. «Die Nacktfotos in Magazinen sind mittlerweile vergleichbar mit Auszeichnung und Titelgewinn», so fasste es eine ZDF-Sendung zum Thema zusammen.

Es geht nicht nur um Kraft allein

Gäbe es eine Sportart, in der Schnelligkeit und Ausdauer mit Geschicklichkeit gepaart würden, wäre es theoretisch scheinbar möglich, dass Frauen Männer im direkten Vergleich besiegen. Nur hat offensichtlich niemand ein Interesse daran, eine solche Sportart zu erfinden und zu promoten. Immerhin wurde von Schweizer Technikern ein Elektro-Bike, ein von einem Elektromotor unterstütztes Fahr rad, gebaut, von dem sich während eines Test-Einsatzes quer durch Australien zeigte, dass es die körperlichen Voraussetzungen von Frauen besser unterstützte als jene der Männer – weshalb die Fahrerinnen in entscheidenden Passagen schneller waren als ihre Kollegen. Diese konnten für einmal testen, wie es sich anfühlt, wenn man aus physiologischen Gründen dazu verurteilt ist, unterlegen zu sein. Die Herren sollen zumindest irritiert gewesen sein. Vielleicht hat man diesen «Konstruktionsfehler» des Bikes ja inzwischen ausgemerzt.

Noch ist der medienrelevante Spitzensport ganz auf die Körper der Männer abgestimmt. Und mit dem Faktor Kraft ist derjenige des Kampfes, des quasi spielerischen Kampfes, untrennbar verbunden. Dieser wiederum bildet die Basis für die typische Männerfreundschaft, wie sie praktisch auf der ganzen Welt das System der Macht prägt: sich gegenseitig herausfordern, einander reizen, das Kräftemessen suchen – am liebsten mit aggressivem Körpereinsatz. Solche Fertigkeiten werden bereits in den typischen Bubenspielen eingeübt – und später im Berufsleben, zum Beispiel im Spitzensport, perfektioniert. Das Spiel um Freundschaft und Rivalität, wie es die amerikanischen Leichtathletik-Stars jedes Jahr wieder für die Medien veranstalten, ist exemplarischer Ausdruck des männlich geprägten, spielerischen Sportgeistes.

Trotz Winnetou-Spielen in früher Kindheit, trotz Schwimmtraining und trotz Schuss-Wettfahrten mit Buben auf den Skipisten hat es bei mir so überhaupt nicht geklappt mit der Freude am sportlichen Kräftemessen. Vielleicht auch deshalb nicht, weil ich es leid war, die ganze Zeit etwas beweisen zu müssen. Denn Frauen müssen – das haben uns die Bilder von den olympischen Spielen in Athen in diesem Sommer wieder eindrücklich gezeigt – im Spitzensport nach wie vor und in erster Linie beweisen, dass sie das alles *auch* können: dass sie auch physische Stärke besitzen; dass sie kämpfen können; dass sie zielstrebig sein können; dass sie siegen wollen (selbst wenn ihnen diese Qualitäten dann nachträglich wieder als «für Frauen unattraktiv» angelastet werden). Und das drückt sich dann auch in ihren Siegesgesten aus, die häufig vor allem Erleichterung (samt Tränen) zeigen, und viel seltener in martialisches Überlegenheits- und Triumphgehabe münden als bei den Männern. Sport ist Krieg. Insofern hatte meine Mutter schon recht.

LITERATUR

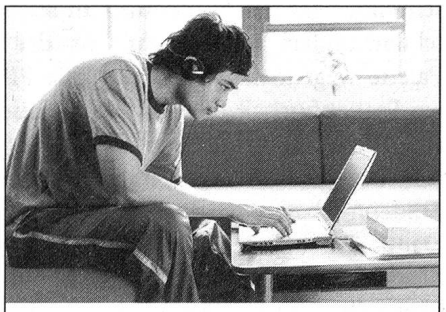
Gebauer, Gunter. Christoph Wulf. Spiel, Ritual, Geste, Reinbek, 1998.

AUTORIN

Gerda Wurzenberger, lic. phil. (Germanistik, Publizistik) ist Journalistin in Zürich und schrieb in den letzten Jahren regelmässig Beiträge zu den thematischen Zusammenhängen Sport – Geschlecht – Medien für die NZZ am Sonntag und die NZZ. Im Moment recherchiert sie z.B. für einen Artikel zum Thema «Frauenspitzensport und Medizin».
Mail: g.wurzenberger@bluewin.ch

Der vorliegende Artikel ist eine aktualisierte Version eines Textes, der in «SoDA Magazin», Heft 2/2004, erschienen ist.

ANZEIGE



Einloggen.

Mit täglich 3'500 Besuchern und über 21'000 registrierten Mitgliedern ist Students.ch die grösste Studenten Community der Schweiz. Bist du dabei?

students.ch